

Vorwort

*Also bleybt der glaub der thetter
und die liebe bleybt die that.*

MARTINUS LUDER

Am 31. Oktober 2017 jährt sich zum 500sten Mal der Thesenanschlag an die Schloßkirchentür in Wittenberg. „Aus Liebe zur Wahrheit und im Bestreben diese zu ergründen“ hatte Luther Disputationsthesen vorgelegt und einen Reformprozess der Kirche in Gang gesetzt, der schließlich zur Spaltung führen sollte. In dramatischen Auseinandersetzungen hat Luther das entfaltet, was man heute „die Kirche der Freiheit“ nennt: Der Mensch als ein freigesprochener wendet sich als ein eigenverantwortlicher seinem konkreten Nächsten und seiner jeweiligen Verantwortung in dieser Welt zu. Er wird frei von römischer Bevormundung und beteiligt sich als ein gebildeter und mündig gemachter Christenmensch auch an der Bibelauslegung. Gewissenbindung wird zur Zivilcourage, sofern sie in einem tiefen Gottvertrauen verankert ist. Wer als ein Christ ernsthaft sucht, hat nicht alle Antworten parat, gibt aber Antworten, die in den Gewissheiten des Glaubens ankern. Der Glaube ist „ein Stehfest des Herzens“ (Luther).

Was ist aus den reformatorischen Kirchen geworden, die so sehr auf die Kraft des Wortes setzten und setzen? Dieses Buch unternimmt es, die wichtigen, wirkmächtigen, bis heute wirksamen Texte, die das Evangelische ausmachen, zu sammeln – angereichert durch fünf Originalbeiträge. Das Protestantische gehört zum Evangelischen; das Evangelische justiert das Protestantische. Allein die Schrift!

Eine Auswahl ist eine Auswahl. Ausschnitte verkürzen *und* verdichten. Es ist meine Sicht mit meinen Erfahrungen – groß geworden als Protestant in atheistischer Umwelt. Zugleich ist der Anspruch: ein informierendes, orientierendes und ermutigendes Kompendium für das, was mit gutem Grund als evangelisch

gilt. Es gehört zum Selbstverständnis alles Protestantischen, dass sich nicht bloß Theologen in verbindlicher und weiterführender Weise zu Glaubensfragen äußern. Also werden auch Stimmen von Philosophen und Journalisten, Musikern und Physikern, Politikern und Künstlern vorgestellt. Gesprächsanregungen – nicht zuletzt für ökumenische Verständigung und für Annäherungen hin zu Fernerstehenden.

Die Sprachform reicht von der Reflexion bis zum Appell, vom Bekenntnis bis zum Gebet, vom Lied bis zum Gedicht, von der Bibelauslegung bis zum Brief, vom Lobpreis bis zum Aufschrei. In allem: Aufrüttelndes und Ermutigendes. Die dunkle Seite, die Verirrungen und die Irrtümer, wurden nicht dokumentiert; *hier* geht es – als Grundlage für Gespräche – um das heute noch Relevante und Vorwärtsweisende, um Selbstvergewisserung und Orientierung. In allem und vor allem geht es um den Glauben, der über Abgründe zu tragen vermag und der aus innerer Freiheit in der Liebe tätig wird.

Alte und neue Texte stehen nebeneinander. „Die Gegenwart ist niemals unser Ziel – Vergangenheit und Gegenwart sind uns nur Mittel –, die Zukunft allein ist unser Zweck.“ Das Gedenken an 1517 soll nicht auf LUTHER beschränkt, es soll auf REFORMATION ausgeweitet werden. Der katholisch gebliebene Pascal läßt durch seine Gedanken auf Gedanken kommen: „Der Mensch ist sichtlich geschaffen, um zu denken, dies ist seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst; und seine ganze Pflicht ist es, richtig zu denken.“

Da in Rom jemand Papst ist, dem offensichtlich die Barmherzigkeit wichtiger ist als gestrenge Dogmatik, der ganz und gar aus jesuanischem Geist heraus denkt und handelt, wird ökumenisches Denken leichter und warmherziger. So mögen auch katholische Christen Anregungen finden. Schließlich wollte Luther die Kirche nicht spalten, sondern sie erneuern. Dies gilt weiterhin uns allen.

Wittenberg am Sonntag Invokavit 2015, *Friedrich Schorlemmer*

1

Die Reformation geht weiter

*Mit Gott tritt man nicht auf der Stelle,
sondern man beschreitet einen Weg.*

DIETRICH BONHOEFFER

Die Wahrheit braucht keine Dome

von Peter Beier

Predigt zur Wiedereinweihung des Berliner Doms 1993

Die Wahrheit braucht keine Dome. Das liebe Evangelium kriecht in jeder Hütte unter und hält sie warm. Die Evangelische Kirche braucht auch keine Dome. Und wenig Repräsentanz. Sie hat keinen Teil an Triumphen von gestern. Tunlichst. Bescheidenheit steht ihr an. Und Knappheit. So wie man einst in Preußen knapp und bescheiden war. Das ist lange her. Ich weiß schon, was am Prenzlauer Berg oder anderswo Menschen denken, die ihre Arbeit verloren. Ihre Bitternis steht quer zu unserer Feier. Ich weiß schon, welcher Widerspruch auszuhalten ist zwischen diesem Bauwerk und der Realität in Kirche und Gesellschaft. Aber was sollten wir machen?

Den Dom, den keiner so recht haben wollte, abreißen? Das war nicht erlaubt. Vor dem Fall der Mauer. Also verhandelten wir. Wiederherstellung des Domes gegen die Erlaubnis, in anderen Regionen der DDR für die Gemeinden wichtige Räumlichkeiten zu erhalten. Damals. Das ist nun nicht lange her. Neo-Moralisten, die nach der Wende ihr nationales Wächteramt entdeckten und wie einen Bauchladen vor sich hertragen, werden den Sachverhalt noch gebührend mit Häme belegen. Das sind wir gewöhnt. So thront der Dom in neuem Glanz am Platze alter Zwietracht. Umstritten, wie die Evangelische Kirche umstritten ist. Noch schwimmt sein Bild im Kupferbraun der Spiegelgläser des Palastes der Republik. Wir sitzen in festlicher, gottesdienstlicher Versammlung und gleichwohl in misslicher Lage. Zu fürchten sind nicht so sehr diese Widersprüche, von denen unsere Gesellschaft lebt. Wirklich zu fürchten ist das Dröhnen eines ganz anderen Widerspruches. Des Widerspruches nämlich, den Gott, der Herr, selber einlegt gegen unsere Oberflächlich-

keit, gegen die Gleichgültigkeit derer, denen alles gleich – gültig erscheint, gegen eine eigenschaftslose Kirche, die sich dem Trend des zentraleuropäischen Mittelmaßes anbequemt. „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“, soll Bismarck gesagt haben. Es muss aber heißen: Wir Deutsche fürchten inzwischen so ziemlich alles auf der Welt. Nur nicht Gott, den Herrn. Der aber nimmt das Wort. Unabhängig davon, ob wir hören oder nicht, sehen oder die Augen verschließen. Bei Jesaja im sechsten Kapitel, in den Versen acht bis elf lesen wir:

Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich. Und er sprach: Gehe hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehets nicht; sehet und merket nicht. Verstocke das Herz dieses Volkes und lass ihre Ohren taub sein und ihre Augen blind, dass sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich nicht bekehren und genesen. Ich aber sprach: Herr, wie lange? Er sprach: Bis die Städte wüst werden, ohne Einwohner, und die Häuser ohne Menschen und das Feld ganz wüst daliegt.

Dieses Wort der Bibel durchschlägt die Kuppel, unter der wir uns versammeln. So schwer ist es. Und so explosiv. Gott ruft den Boten. Der Bote stellt sich. Und erhält einen Auftrag. Ein bestimmter Inhalt wird ihm nicht mitgeteilt. Aber von der Wirkung seines Wortes ist die Rede. Die Wirkung ist katastrophal. Rede mit diesem Volk: Hört und versteht nicht; Seht und merkt nicht. Das Wort tut, was es sagt. Ohren zu, Augen verklebt, Herzen verfettet. Absoluter Infarkt. Mit der Waffe des Wortes, beim Sagen der Wahrheit soll der Prophet – man denke – die Katastrophe herbeiführen. So lange, bis die Städte wüst und die Häuser ohne Menschen sind. Das kennen wir doch: Die wüste Stadt. Ist sie das schon oder war sie das oder wird sie es wieder sein?

Unerträglich – dieser Gedanke. Ich gebe zu: Ich hätte mich gern gedrückt. Aber nun ist dieses Bibelwort der für den Trinitatissonntag vorgelegte Text. Ich hätte gern Haken geschlagen, Ausreden erfunden. Bin ich etwa Jesaja? Das bin ich nicht.

Man kann doch nicht nach Berlin fahren mit einem solchen Stein im Gepäck. Wo allenthalben Trost nötig ist im Vaterland, Ermutigung, Ruf zum Leben, damit die furchtbare Kette der Gewalt zerbrochen wird und Vernunft zurückkehrt.

Oder man hätte sich mit der läufigen Beschwichtigung behelfen können: Du musst den Text religiös verstehen, das heißt immer: nicht so schrecklich ernst gemeint; du musst das Allgemeingültige aufsuchen, das vom Allgemeinplatz nicht weit weg ist; außerdem: das Wort spricht doch nur in eine längst vergangene, einmalige historische Situation, dennemals also. Das „Nur“ ist so verräterisch.

Ein Einwand allerdings könnte gelten: Das Wort gehört uns doch gar nicht. Es gehört dem Augapfel Gottes, Israel, dem wir so ziemlich alles stahlen, dessen Existenz wir beinahe in Rauch aufgelöst hätten. Ja, das Jesajawort gehört uns nicht, aber es beschwert uns, nimmt uns in Mithaftung. Und zwar deshalb, weil der Mann aus Nazareth es uns auflegt, und diese Sätze bei Matthäus 13 ausdrücklich zitiert. Er hält uns an dem Ort fest, von dem wir fliehen wollen. Nein, ich könnte das Wort nicht tragen. Es ist unerträglich. Wäre da nicht die andere Stimme. Ich kenne sie. Wir kennen sie alle, ob in der Nähe der Kirche oder weit außerhalb. Die Stimme ist leise, nicht gewalttätig, ruhig und unüberwindlich: Was du nicht trägst, ertrage ich. An deine Stelle trat ich. Vor Gott. Ich trage die Rätsel des Chaos. Ich trage die Rätsel der Geschichte. Ich trage dich, der du dir Rätsel bist. Ich trage deine Sünde ans Holz auf Golgatha. Ich habe dich zum Träger meines Namens gemacht. Du bist frei, unendlich wertvoll und einmalig. Du hast Würde. Der Morgen gehört dir. Mein Ostermorgen.

So legt sich das Kreuz Jesu Christi über die Abgründe des Jesajawortes, damit wir hören und verstehen, sehen und Ein-

sicht gewinnen und umkehren. Alles kommt darauf an, nicht dem eigenen Lebensentwurf zu vertrauen, sondern dem glaubwürdigen Wort Jesu Christi. Das trägt. Macht die Probe!

So, im Schatten des Kreuzes, halten wir dem kalten Licht, das das Jesajawort auf uns wirft, stand. Hört und versteht nicht! sagt Jesaja.

In Solingen brannte ein Haus. Frauen und Kinder verbrannten. Betroffenheitsadressen wurden abgegeben. Ratlosigkeit herrscht vor. Wahrscheinlich waren die Mörder Jugendliche. Sie haben ihren Hass gegen das Ganze, gegen uns gerichtet – und Muslime getroffen. Wer vergiftete sie? Wir. Die jungen Leute fielen nicht von einem stinkenden Stern, sondern wuchsen unter unseren kalten Händen. Wir, traditionell auf dem rechten Auge blind, verniedlichten doch die Nazischweinereien. Wir hatten drei Jahrzehnte anderes zu tun, als unserer Jugend Rede und Antwort zu stehen. Wir lehrten sie den Gebrauch der Ellenbogen, wir ersetzten Rückgrat und Anstand durch die harte Mark – und wundern uns. Wir werden uns verrückt wundern. Johannes Rau hat schon recht, wenn er sagt: Wir können Gesetze schaffen und anwenden, soviel wir wollen. Findet keine Veränderung in den Köpfen und Herzen statt, sind wir verloren.

Die Stadt liegt wüst und die Häuser sind ohne Menschen, sage Jesaja.

In Bosnien gebiert ein Mord den anderen. Die Vernunft kam an den Bettel in Europa. Wer hier fordert, Europa darf doch nicht dastehen und zusehen, irgendwer muss den amoklaufenden Völkermördern doch in den Arm fallen, handelt sich in der eigenen Kirche den Vorwurf eines Kriegshetzers ein. So zerrissen sind wir. Wer hier sagt, nun nehmt doch endlich die Kriegsflüchtlinge, wofern sie überhaupt unsere Grenzen erreichen, auf, erhält zur Antwort, das können wir uns aus politischen Gründen zur Zeit nicht leisten.

Die Stadt liegt wüst und die Häuser sind ohne Menschen, sagt Jesaja. In Rio wurden vor einem Jahr Dokumente unterzeich-

net. Gute, hoffnungsvolle Dokumente. Aber die Klimakatastrophe hat uns womöglich schon übereilt. Und die Sonne blickt böse. Es besteht kaum Aussicht, dass die Völkerfamilie zu einer konzertierten Aktion kommt.

Seht und merkt's nicht, sagt Jesaja.

Am Morgen der Freiheit kamen wir uns auf der Brücke entgegen und erkannten uns nicht wieder. Wir lagen uns in den Armen und waren befremdet. Das Siegesgeschrei im Westen kam verfrüht. Und statt des Festes viel grauer Alltag. Über vierzig Jahre zahlten die Menschen in den neuen Bundesländern die Zeche des Krieges, den wir gemeinsam verantworten. Wer es noch nicht begriff: Die Rechnung wird erst jetzt präsentiert.

Fragen bleiben: Wo sind die jungen Menschen, deren Mut und Tapferkeit die Wende mindestens mitzuverdanken ist, geblieben? Wurden sie im Zuge einer rabiaten Anpassung ins Abseits gestellt? Fragt sie doch. Wer wickelte wen ab? Was sollen denn die unzähligen alleinerziehenden, ehemals arbeitenden Frauen machen bei der nächstfälligen Mieterhöhung? Wer redet denn freundlich und brüderlich mit den von trügerischen Idealen getäuschten Menschen?

Hunderttausend besuchten im vergangenen Jahr das Grab von Rosa Luxemburg.

Die Stadt liegt wüst und die Häuser sind ohne Menschen, sagt Jesaja.

Grauenhaft, wenn sich diese Drohung an uns schon vollzöge.

Erinnerungen von Vergangenen sind immer auch Erinnerungen an eine mögliche Zukunft. „Das konnte ja nicht gut gehen“. Jemand hinter mir flüsterte diesen Satz, als ich vor vielen Jahren in der Kaiserloge dieses Domes stand. Der Dom war Baustelle. Im Staub ergraut, unter verregnetem Licht. Wir traten den Rückweg in den Westen an. Wie in jedem Jahr: Bahnhof Friedrichstraße. Ein Pfarrkonvent, der die Geschwister aus Königswusterhausen besucht hatte. Wie in jedem Jahr. Das konnte ja nicht gut gehen: Dieser Mensch im Talar auf den Stufen des Domes, die Hand zu Hitlergruß erhoben. Das konnte nicht gut

gehen: Der Dom blieb unversehrt, während die Berliner Synagogen brannten.

Lasst uns umkehren. Kehrt um. Bitte. Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht. Wir in der Evangelischen Kirche richten diese inständige Bitte an jedermann: Hört und versteht. Seht und gewinnt Einsicht. Traut ihr Jesus Christus, dann werdet ihr euch auch selbst etwas zutrauen. Das genau steht zur Probe. Wir Christen sind nicht die besseren Menschen. Wir misstrauen moralischen Urteilen. Wir haben keinen Grund, Menschen zu verdammen oder herabzusetzen. Wir sind nicht Produzenten oder Besitzer von Weltverbesserungsrezepten. Aber noch immer bewahrt diese Kirche den Schatz des Wortes Gottes. Nehmt ihn in Gebrauch. Hört endlich auf, dieser Kirche leichtfüßig und bedenkenlos den Rücken zu kehren. Ihr werdet ihren Botendienst nötig haben. Sie ist nicht so schlecht, wie sie sich selber macht und wie sie andere gerne machen wollen. Wir brauchen euch, eure Phantasie, eure Begleitung und Mitarbeit, euren Mut und – eure Wut.

Füllt diesen Dom. Ohne Menschen bleibt er nur eine Kulisse des Sinnlosen. Noch immer gibt es hier etwas zu hören, was anderswo nicht zu hören ist. Noch immer gibt es etwas mitzunehmen, was einem sonst niemand einpackt. Der Dom gehört euch. Merk's Berlin! Du liebe Stadt.

Hammerschläge, die die Welt erschütterten

von Friedrich Schorlemmer

*Die Kirche ist nicht Holz oder Stein,
sondern der Hauf christgläubiger Leute.*

MARTIN LUTHER

Ein Mönch schlägt am Vorabend von Allerheiligen in einer Stadt am Rande der Zivilisation an die Tür der kurfürstlichen Schlosskirche Thesen zur Disputation:

„Aus Liebe zur Wahrheit und in dem Bestreben, diese zu ergründen“. Dieser begnadete Bibelprofessor hat es satt, dass die Kirche ihren Schacher mit dem ewigen Heil macht, indem sie aus sehr weltlichen Gründen göttliche Loskaufung von Schuld verspricht. Dass Gott im Namen der alleinseligmachenden Kirche zum Schacherer – Gnade gegen Geld! – erklärt wird, empört diesen Augustinereremiten, geschult am Kirchenvater Augustin, dem Mystiker Tauler, vor allem aber am biblischen Urtext. Ein Glauben, der nicht ins Herz dringt, sondern nur bis zum Geldbeutel, ist eine Lästerei und äußere religiöse Bußleistungen bringen nichts, wenn der Mensch nicht ganz dabei ist und nicht sein ganzes Leben eine Umkehr ist. Der heilige Zorn erfasst diesen Bergmannssohn aus Eisleben. Er kämpft sich in nächtlichen und täglichen Zweifeln zu Gewissheiten durch und wagt es, als ein Einzelner der großen Macht- und Prunkkirche zu Rom Paroli zu bieten, mit nichts anderem in der Hand als der Heiligen Schrift. Sie übermittelt ihm die Gewissheit, dass Christus es ist, der ihn umtreibt. Auf ihn setzt er alle seine Hoffnung und gewinnt Kraft zum Widerstehen, weil er im Leben und Sterben gewiss ist, dass er bei Christus aufgehoben sein wird. So schmettert er dem religiösen Allerlei sein evangelisches „Einzig und allein“ entgegen. Der Mensch muss wissen, worauf es ankommt, was wichtig und was lässlich ist. Also: Solus Christus, Sola Fide, Sola Scriptura! Allein Christus, allein durch

den Glauben, allein die Schrift! Den ganzen Plunder menschlicher Gebote und Vorschriften, die mit göttlichen Autoritätsansprüchen daherkommen, verwirft er und bringt alsbald die kanonisierte Ordnung des Heiligen Römischen Reiches durcheinander. Er kann sich der Begeisterung der Menschen, die sich nach Freiheit von Bevormundung sehnen, ebenso sicher sein, wie der Wut der Papisten in Rom, die auch dieses Mal Acht und Bann nicht scheuen, ja ihm das Feuer des Jan Hus androhen, nachdem die argumentative Kraft wieder einmal nicht ausgereicht hatte. Dieser so gelehrte und so einfach gebliebene Mann aus dem Volke verbrennt vor den Toren der kleinen Stadt Wittenberg als einen „Akt der Befreiung“ die Bannandrohungsbulle gegen ihn genauso wie das Kanonische Recht, zieht später mit kaiserlichem Geleit nach Worms, hält dort eine weltberühmt gewordene Rede, zwischen Zittern und Zagen einerseits und freudiger Gewissheit andererseits schwankend. „Hier stehe ich, Gott helfe mir! Amen!“ schließt er, kommt nach kurfürstlich-fürsorglichem Kidnapping auf die Wartburg und übersetzt dort als Anonymus, Junker Jörg genannt, die Bibel ins Deutsche, schaut den Menschen aufs Maul, überwindet mit seiner sprachlichen Leistung den garstigen Graben der Jahrtausende, diese aufgetürmten sprachlichen und kulturellen Differenzen, bis die Bibel „Volkseigentum“ wird. Poetische Zartheit und kräftige Bildsprache erfassen die Deutschen verschiedenster Zunge, die er zusammen mit dem Praeceptor Germaniae zur gebildeten Nation machen möchte. Die Demokratisierung der Kirchengemeinde setzt Bildung voraus! Jeder Einzelne soll wissen und (mit-)entscheiden können, worum es geht. Bildung sei nötig, vor allem, damit es eine vernünftige Regierung und wahrhaftige Prediger der Wahrheit gibt. Auf jeden Einzelnen kommt es an, nicht auf irgendwelche Institutionen oder Devotionalien. Wer da aus der Taufe gekrochen ist, der ist schon ein Bischof, ist ein von Gott gänzlich Angenommer, Gewürdigter, Geadelter. Höhere Würde des Menschen gibt es nicht, als von Gott angenommen zu sein. Und der von Gott Angenommene erkennt sich als ein permanent

schuldig Gewordener, dem Gnade zuteil wird – sowohl Sünder als Gerechter ist der Mensch. „Jeder Mensch hat die Hölle in sich“, sagt er, lange vor Sigmund Freud.

Das Schwarze Kloster in Wittenberg löst sich auf, Mönche lösen sich aus kirchlichen Gelübden, heiraten, teilen in den Gemeinden den Gläubigen Brot und Wein aus. Aber das Volk missversteht seine „Revolution von innen“. Es gibt Aufruhr, Auflösung der Obrigkeiten droht. Die Angst, nicht das Argument regiert. Luther schreitet ein und redet sowohl den bedrückenden Fürsten wie den bedrückten Bauern ins Gewissen – mehr Anarchie fürchtend als Tyrannei. Mit dem „Zeugnis der Wahrheit, nicht mit Gewalt“, will er den Missständen zu Leibe rücken, wissend, „dass das Regieren ein gar schweres Ding ist, und nur mit Furcht und Zittern soll man es aufgreifen“. Doch er weiß auch „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern sind zwei Dinge, so weit voneinander wie Himmel und Erde. Ändern mag leichtlich geschehen, Bessern ist misslich und gefährlich ... Der tolle Pöbel fragt aber nicht viel, wie es besser werde, sondern dass es nur anders werde.“ Er glaubt, dass über das Wort die Einsicht in den Menschen so wachsen kann, dass sie weltverändernd wirken. Deshalb muss ihnen das Zeugnis der Wahrheit ohne Ansehen der Person und ohne Angst gegeben werden. Freiheit wird sein großes Wort, Freiheit eines jeden Christenmenschen, der von allen äußeren Bürden befreit, Gott gegenüber treten kann, weil ER ihn ansieht. Und gleichzeitig führt diese Freiheit den Menschen in die Verantwortung für seinen Nächsten.

So wird in Wittenberg die erste Sozialkasse Deutschlands und eine Sozialordnung für Städte und Gemeinden entwickelt. (Die eisenbeschlagene Truhe ist noch heute in Luthers Wohnhaus zu bewundern.) Er empört sich über das Zins- und Kreditwesen, das die Reichen schamlos nutzen, um die Armen zu bedrücken. Sein Menschenbild ist tief skeptisch, aber er ist nicht hoffnungslos. Obwohl alles „in der Habsucht erstickt“, glaubt er, dass Menschen aus Glauben in den tätigen Widerstand

kommen, ganz so wie Maria mit ihrem wunderbaren Glaubens- und Widerstandslied, dem „Magnificat“. Weil Luther ein tiefgläubiger Mensch ist, kann er auch ein tiefwühlender Zweifler werden, doch „der Heilige Geist ist kein Skeptiker und hat nichts Zweifelhafte oder bloße Meinungen in unsere Herzen geschrieben, sondern entschiedene Behauptungen, die gewisser und sicherer sind als das Leben selbst und alle Erfahrung.“

Und dann gibt es die dunklen Stellen in seinem Leben: Alternde Rechthaberei, mörderische Aufforderungen an die Fürsten, die aufständischen Bauern abzuschlachten und maßlose Ausfälle gegen die Juden am Lebensende. Auf seiner letzten Reise von Wittenberg nach Eisleben, vom Lebensort zum Geburtsort, stirbt er, nachdem er den Erbstreit zweier Grafen geschlichtet hatte, mit der tröstlichen Erkenntnis, auf einen Zettel gekritzelt, als das Herz schon schwach war: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“

Um die viva vox, die lebendige Stimme, ging es ihm, dass durchs Wort ein Glaube entstünde, der Menschen frei macht zu sich selber, zu Gott und dem Nächsten. „Strick ist entzwei und wir sind frei“, heißt es in einem seiner mitreißenden Lieder. Und doch wurde die Reformation auch zur Ursache für die anhaltende Spaltung Europas, konfessionelle Kriege und eine zersplitterte Kirche. Sie in *einem* Geiste zusammenzuführen, bleibt ein Vermächtnis dieses Reformers, der keine Spaltung, sondern Erneuerung wollte: *ecclesia semper reformanda!* Seine ganze Erkenntnis mündet in einen schlichten Satz: „Bei Gott ist Leben und Lieben dasselbe.“

Die Reformation geht weiter

von Werner Krusche

Die Reformation muss weitergehen, weil sie damals nicht weit genug gegangen oder jedenfalls nicht weit genug gekommen ist. Die Reformation ist auf halbem Wege steckengeblieben. Sie hat nicht radikal genug mit dem Überkommenen gebrochen und ist in ihrer Lehre von der Kirche, vom Amt und von den Sakramenten die mittelalterlichen Eierschalen nie wirklich losgeworden. Sie ist nicht weit genug gegangen, und darum muss sie weitergehen. Jedenfalls ist sie nicht weit genug gekommen: Die revolutionären Ansätze sind in restaurativen Schlusssätzen steckengeblieben; die Ausrufung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen endete mit der Aufrichtung einer Pastorenkirche; die Abschüttelung der Herrschaft des Papstes über die Kirche endete mit der Aufrichtung der Herrschaft des Landesherrn in der Kirche. Die sozialkritischen Ansätze des Anfangs versandeten in einem obrigkeitstreuem Konservatismus. Und darum muss die Reformation weitergehen, weiter, als sie damals gehen wollte, oder jedenfalls weiter, als sie damals zu gelangen vermochte. Wer hier gar nichts von Ungeduld, von dem schmerzenden Unmut darüber verspürte, dass entscheidende Ansätze der Reformation nicht verwirklicht worden sind, der wäre ob seiner kirchlichen Behäbigkeit zu bedauern oder zu beneiden – je nachdem. Aber mit Unmut, mit beißender Kritik an der Kirche ist hier gar nichts getan. Eine Kritik an der Kirche, die man nicht abspürt, dass sie aus einer tiefen Liebe zur Kirche kommt, erreicht gar nichts. Im Übrigen kann man eine Reformation der Kirche nicht machen, sondern man kann sie nur demütig erbitten, sehnsüchtig erwarten, sich gehorsam auf sie einstellen.

Die Kirche vor 450 Jahren hatte das Evangelium verloren, die Kirche heute hat die Welt verloren. In der Reformation hat die Kirche die Mitte des Evangeliums neu empfangen; heute muss

die Kirche die Empfänger des Evangeliums neu ermitteln. Damals ging es um die Gewinnung des Inhalts, heute geht es um die Gewinnung des Adressaten des Evangeliums.

Wir werden das Erbe nicht leichtfertig wegwerfen, aber wir werden es erst recht nicht krampfhaft festhalten. Man kann an einem Erbe auch kaputtgehen. Man kann durch das zähe Festhalten am Ererbten Jesus die Nachfolge verweigern, wie der reiche Jüngling, der nicht loslassen wollte; „denn er hatte viele Güter“:

Die Reformation wird nur dann weitergehen, wenn wir bereit werden preiszugeben, loszulassen, auch wertvollen, nur unter Schmerzen aufzugebenden Besitz. Eine Kirche, die sich *durch* das Evangelium und *um* des zu den anderen hin wollenen Evangeliums *willen* reformieren lässt, wird mit leichterem Gepäck wandern müssen. Sie wird noch einmal alles sichten, was sie mitnehmen und was sie zurücklassen will. Die Formen, in denen sie ihren Glauben zum Ausdruck bringt, werden schlichter, einfacher werden. Wir werden gar nicht mutwillig zerstören, aber wir werden aufhören müssen, alles, was neu entstehen will, an der Norm des überkommenen Erbes zu messen und zu werten. [...] Eine Kirche, in der die Reformation weitergeht, wird die liturgischen Schatzgräber und die Bewahrer des Erbes wahrlich nicht geringachten, aber sie wird vor allem denen Mut machen, die sich darum mühen, dass sich das Evangelium bei den säkularisierten, aus der christlichen Tradition ausgewanderten Menschen neue Formen der Kommunikation schafft. Sie wird verantwortliche Experimente nicht bremsen, sondern sie wird dazu ermutigen. Sie wird nicht durch kirchliche Bestimmungen das Leben hindern, das neu entstehen will.

Die Gemeinde der Zukunft wird bei uns wohl so aussehen, wie Martin Luther sie in seiner Vorrede zu Deutschen Messe anvisiert, aber noch nicht zu verwirklichen gewagt hat. Er schreibt: „Diejenigen, so mit Ernst Christen sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen (man beachte die Reihen-